

geschilderte Begebenheit aus meinen Kinderjahren, steht er vor mir, der theure Onkel, und seine Augen blicken mich wie damals ernst und traurig an!

Als meine Gefährten mich aufsuchten, weil ich ihnen zu lange blieb, hatte ich mit großer Mühe eine Menge der braunen Knollen ausgegraben, um sie mitzunehmen.

Auf der Rückreise weilten wir in der Stadt, wo Onkel Heinrich gelebt hatte und gestorben war. — Ich pflanzte die besten auf sein stilles Grab, die andern behielt ich selbst, pflegte sie sorgsam und nach Jahresfrist erfreuten sie mich durch ihr Blühen.

Auch mich erinnern sie an die herrliche Gebirgswelt, sie erinnern mich an den lieben, nie vergessenen Onkel — und auch ich würde wie er dem kleinen naseweisen Mädchen heftig zürnen, das mit keckem Eigenwillen mir meine lieben Blumenzwiebeln zerstörte.

Der kleine Wanderer.

Von

Hermine Kraushaar.

„Spreize dich doch nicht so unbescheiden! du versperrst ja den Leuten beinahe den Weg,“ sagte ein hoch aufgeschossener Grashalm zu dem kleinen Wegerich, der seine starkrippigen Blätter weit über den Wegrand hinausstreckte. „Ach,“ lachte der Wegerich, „alle können doch nicht so lang und dünn sein, wie du; die Landstraße ist noch breit genug für Menschen und Fuhrwerke, und hast du nicht gesehen, daß die Frau, die vorüberging, von meinen Blättern pflückte, das wunde Händchen ihres Kindes damit zu verbinden? Die Menschen kennen und schätzen mich als großen Heilkünstler.“ Neugierig unterbrach das Gänseblümchen die Unterhaltung mit der Frage: „Wohin mögen nur alle die Menschen ziehen, die heute vorüber kamen?“ „Das weiß ich nicht,“ sagte der Grashalm und wiegte zitternd sein spitzes Haupt. „Die ziehen weit, weit über's Meer in ein fremdes Land,“ mischte sich das Korn in die Unterhaltung. „Ihr müßt die Vögel fragen, die können euch vielleicht mehr davon erzählen. Von meinen Verwandten sind auch schon viel Tausende mit über das Meer gefahren, aber noch Keines ist wiedergekommen mir zu erzählen, wie es im fremden Lande aussieht.“ — „O!“ meinte der Wegerich, „wer doch auch so wandern könnte! Es ist doch recht langweilig, immer so auf einer Stelle zu stehen.“

„Ja,“ antwortete das Korn, „du wirst nun schon hier bleiben müssen; aber schicke doch deinen Samen aus; dem steht ja die ganze Welt offen. Meine Heimath ist auch weit von hier; vor vielen, vielen Hundert Jahren brachte mich ein wilder Volksstamm aus einem andern Erdtheil mit in dieses Land.“ Der Wegerich hatte gerade seine lila Blütenfackeln, die so lieblich duften, aufgesteckt; eine davon war kürzlich abgeblüht und die reifenden Samenkörner lauschten aufmerksam der Erzählung des Kornes. Als es schwieg, bestürmten alle die Mutterpflanze mit Bitten, sie los zu lassen, sie seien gewiß schon reif genug, ihr Glück in der Welt zu versuchen. „Das versteht ihr nicht,“ erwiderte der Wegerich, „ich halte euch fest, so lange ich kann; wenn euch aber der nächste Windstoß von mir abschüttelt, ist das das beste Zeichen der Reife; dann mögt ihr wandern.“ Der Wind kam; mild brauste er daher, Staub, Blätter und Halme vor sich herwirbelnd; er fuhr über den Wegerich dahin und fröhlich stoben die Samenkörner in alle Weltgegenden auseinander, das eine hierhin, das andere dorthin. Nur ein Körnchen war auf der Landstraße geblieben; das Korn hatte in ihm die größte Wandersehnsucht rege gemacht; weit über's Meer, wohin die Menschen zogen, dahin wollte es auch, jetzt ließ es sich in der Staubwolke weit vorwärts treiben, denn der Wind war die beste Reisegelegenheit. Wie im Fluge ging es weiter ein gutes Stück Weges; da aber kamen große, schwere Regentropfen, die schlugen den Staub und Wind so unbarmherzig nieder, daß beide sich legen mußten, und mit ihnen Alles, was der Wind emporgewirbelt hatte. Das Samenkorn war auf ein Büschelchen dürrer Halme niedergefallen, so nahe am Rande einer kleinen Quelle, daß es immer fürchten mußte, hineinzufallen. Als nun der Regen vorüber war, schlüpfte eine kleine Feldmaus, die sich vor dem Unwetter unter Büschen geborgen hatte, wieder hervor; sie hatte es sehr eilig zu ihren Kindern zu kommen, die schon nach ihr pfliffen; im raschen Vorüberlaufen stieß sie an die dürren Halme, daß sie mitsammt dem Samenkorn hinab in das Wasser glitten. Nun ging die Reise zu Wasser weiter; gar lustig lief die kleine Quelle in ihrem sich leise senkenden Bette immer neben der Landstraße dahin. Das wäre nun eine recht schöne Fahrt für das Samenkorn gewesen, hätte es sich nicht so sehr vor dem Wasser gefürchtet, die unzeitige Feuchtigkeit konnte es ja aufquellen und vielleicht gar zersprengen, und dann war es aus mit allen Plänen. Da kam eine Schafheerde des Weges daher; laut bellend sprang der Hund hin und her, die Thiere zusammenzuhalten, aber ein Schaf mochte wohl sehr durstig sein, es

konnte nicht widerstehen und kam zu der Quelle, daraus zu trinken. Das war ein Glück für den kleinen Samen, der gerade auf seinem Schiffchen daher gefahren kam; an die lange zottige Wolle des Schafes konnte er und die Halme sich leicht anhängen und nun trug ihn das Schaf mit sich fort. Das ging nun freilich nicht so lustig weiter, wie mit dem Winde und Wasser, aber dafür war die Gelegenheit doch sehr sicher. Als die Heerde eine Strecke gegangen war, bog der Schäfer in einen engen Seitenweg, der zwischen zwei Hecken hinlief; da streckten die Büsche ihre langen Arme mit spitzigen Dornen aus, und die Schafe mochten sich noch so sehr drücken, jedes von ihnen mußte einige Wolle lassen, und o weh! das Wollstückchen, an dem das Samenkorn hing, hatte ein häßlicher Dornbusch dem armen Schaf auch ausgerupft. „Ach,“ dachte das Körnchen, „soll hier nun schon das Ende meiner Wanderschaft sein?“ Aber nein, ein hübsches buntes Vögelchen kam daher geflogen, das sah die Wolle an den Büschen hängen, und da es gewiß im Nest eine große Familie hatte, die ein weiches warmes Lager brauchte, nahm es so viel Wollstückchen, als sein Schnabel fassen wollte und flog davon. Glücklicherweise hatte es das Samenkorn auch unbemerkt mitgefaßt; das Körnchen ängstigte sich zwar wieder sehr, denn, wenn die Vogelaugen es entdeckt hätten, würde es gewiß in ein hungriges Schnäbelchen gewandert sein; aber die Art zu reisen gefiel ihm sehr. Pfeilschnell ging es auf den leichten Flügeln durch die blaue Luft, bis sie an einen schönen Garten kamen; da ließ sich das Vögelchen nieder und schlüpfte eilig unter das Dach einer Weinlaube, wo sein Nest versteckt war. Eine Ranke aber streifte die Wolle, die es mitbrachte und befreite das Samenkorn. Jäh fiel es aus der Höhe herab auf den grünen Gartentisch, der in der Laube stand, mitten hinein in eine Gesellschaft vornehmer Samen, die da in halbgeschlossenen Düten und leinernen Beutelchen umherlagen. Verwundert und geringschätzig sahen alle aus ihren Umhüllungen den ungebetenen Gast an, bis endlich der Kressesamen, der gar ein fröhlicher Geselle ist, das Körnchen fragte, ob es vom Himmel gefallen sei, oder woher es eigentlich komme. Da erzählte das Samenkorn, daß es im Begriff sei eine Reise zu machen und wie viel Angst und Noth es schon ausgestanden habe. „Nun, dann kommst du mit uns weiter reisen,“ sagte der Kressesamen, „wir alle werden, wohl verpackt, in nächster Zeit nach Amerika wandern, ich werde einige Körner aus meinem Säckchen verstreuen, dann werden dich die Menschenhände wohl mit hineinstreichen, wenn sie dieselben sammeln.“ Das Samenkorn

war damit zufrieden und bald kam eine Hand, die es mit in den kleinen Beutel that, denselben zuband und alle Sämereien fest in eine Kiste zusammenpakte. Da steckten sie nun in langer Haft; es war wohl so dunkel darin, wie im Schooß der Erde, aber nicht feucht und fruchtbar; und weil sie nicht keimen und lebendig werden konnten, schliefen sie alle ein und merkten nicht, wie sie ein Schiff über den weiten Ocean zu dem fernen, fremden Lande trug. Da aber sind sie endlich erlöst aus dem engen Kasten und hineingestreu't in die fremde Erde, und als der Kressensamen aufging, da ist auch ein kleines Wegerichpflänzchen zum Vorschein gekommen, das ist groß und stark geworden, hat geblüht und seinen Samen in alle Winde gestreu't und der Wegerich hat sich ausgebreitet in Amerika. An jeder Landstraße und jedem Fußpfade breitet er seine kräftigen Blätter aus; und weil er erst mit den weißen Leuten in das Land gekommen ist und so an allen Wegen umhersteht, nennen ihn die Indianer Fußtapfen der Weißen, wie uns ein großer Naturforscher erzählt.

F e l d b l u m e n .

Von

Hermann Wagner.

Zur Zeit der Sommer-Sonnenwende, — am Tage vor dem Johannisfeste, — ziehen in Thüringen die Kinder hinaus auf's Feld und pflücken himmelblaue Kornblumen, purpurne Raben, feurigen Klatschmohn, zierlichen Rittersporn und andere Blumen vom Rande des Getreidefeldes. Daheim winden sie Guirlanden und Kränze daraus und schmücken damit Thüren, Fenster und Hauswände, so daß die Dörfer und Städtchen am Johannismorgen aussehen, als hätten sie sämmtlich Hochzeit oder Geburtstag.

Sollten unsere jungen Freundinnen ebenfalls Vergnügen finden an einem Spaziergange nach dem Getreidefeld und an einem Sträufchen aus Feldblumen, so wollen wir das letztere mit einigen botanischen Plaudereien begleiten, ohne ihnen bei der Sommerhitze der Hundstage ernstere Wissenschaft zuzumuthen.

Der Klatschmohn (Fig. 1), ein Vetter des „schlafbringenden“ Gartenmohn, macht sich durch sein leuchtendes Roth schon weithin bemerklich. Seine großen Blüthen haben zwei Kelchblätter und zwei mal